

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 14

Artikel: Um ein Hüttlein im Val Lavizzara
Autor: Dutli-Rutishauser, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schen hocken sie da, warten auf die Besucher. Heute ist ja ihr Tag, der einzige, an dem sie, die für immer Abgeschlossenen, noch einmal die Welt sehen dürfen. Wenigstens von fern. Und nur heute.

Wie ihre Blicke brennen! Oder existiert das alles nur in meiner Einbildung? Denn wenn ich ihnen einzeln ins Gesicht sehen will und die Augen einander begegnen, schauen sie rasch eher stumpf und stier.

Es sind übrigens zumeist schon alte Männer oder doch wenigstens solche mittleren Alters. Nur zwei wirklich junge. Und gerade die bemühen sich, am gleichgültigsten dreinzuschauen, rauchen Zigaretten. O Gott, der dort hat ja überhaupt kein Gesicht mehr! Nur schnell weiter. Der Menschenstrom trägt ja.

Wieder eine breite Flügeltür, wieder eine winzige, wie verlorene Pflegechwester in weiter, verummter Nonnentracht und mit dem sonderbar toten Blick. Der Raum lichter, weißer, irgendwie freundlicher: der Frauensaal.

Wieder ist das erste, was ich sehe, nur eine Gruppe alter, häßlicher, aber offenbar vollkommen friedlicher Weiber. Sie scheinen ihr Schicksal leicht zu tragen: ist doch die schreckliche Krankheit für diese abgearbeiteten, abgehärmten Ruinen eher ein endliches Ausruhen von Schlägen und Schelten und von allzu grober und schwerer Last — gleichsam ein geschenkter müßiger Lebensabend. Sture Pfründnerinnen in einem bescheidenen Armenhaus könnte man glauben, wären die schrecklich abgefressenen Stellen in ihren Gesichtern und an ihren Gliedern nicht.

Auf einmal spüre ich ein paar junge leuchtende Augen brennen. Mich umwendend sehe ich ein berauschendes Wesen mit aufgelöstem Dunkelhaar, um die Lippen das kokette, sinnliche Lächeln des Südens. Razenhast geschmeidig liegt das schöne Geschöpf da, die Glieder graziös vom dünnen weißen Linnen mehr geschmückt als verborgen. Der Blick ist gespannt wie der eines fröhlich spielenden Raubtieres. Keine Spur von Melan-

cholie oder Entsagung. Kein Raum für Mitleid. Erwartungsvoll und stolz wie zu einer Hochzeit geschmückt mustert das Mädchen die herandrängende Menge.

Wie kommt dieses blühende Menschenkind hierher? Ist das eine Kranke?

Die eine von der gräßlichen Krankheit schon leicht gezeichnete Hand hebt sie wie segnend über das in Scharen vorbeiziehende Volk.

Und da verstehe ich plötzlich. Das ist nicht eine Gezeichnete, das ist wirklich eine G e w e i h t e. Geweiht vom Wunderglauben dieser Menge. Sie darf segnen und Gesundheit den unerschöpflich blühenden und verblühenden Menschen erwirken. Sie hält Sinn und Mitte des Festes in ihren Händen, in ihrem Blick.

*

Rein, dieses Fest der Ausfähigen, mitten unter prangender Jugend, unter den Obstbäumen im Blüten schmuck, unter der südlich glanzlichternden Sonne, ist nicht, wie ich zuerst empfand, eine unerhörte Grausamkeit für die dem Leben Verlorenen, vom Tod Vergessenen.

Sie, die wundertätig Gewordenen, sehen noch einmal aus langer Nacht zum Greifen nahe die Fülle eines tausendfältig vergeblich gelebten Daseins, daraus sich nur vereinzelt die seltene schwanke Schönheit der Glücklichen gebären darf: Auch wir sehen ja nur in der Nacht die Sterne leuchten.

Und den Besiegten des Lebens, den Verratenen, Verlorenen, Gezeichneten der stets verschwenderischen Gottheit oder stets unbekümmert grausamen Natur mag es seltsame Weihe sein und seltene Erfüllung, daß sie einmal noch Keim und Welken im Einklang fühlen, einmal noch, wenn auch nur von fern, das Dasein als Glück empfinden dürfen: die ganze blühende Welt nunmehr Schaubühne für die Ausfähigen, und die armen Leprosen als Sinn- und Mahnbild vor dem schönen Schein der allvergänglichen, allverschwenderischen, ewig nichtigen und ewig blühenden Natur.

Um ein Hüttlein im Val Lavizzara.

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Als Martino um die kleine Angela geworben hatte, da wußte er kaum, daß es außer dem Maggiatale noch eine andere Welt gab. Ihm schienen sein Dörflein Fusio im Lavizzaratale und der Blick ins Tal der Maggia hinaus übergenug — was wollte einer denn mehr haben als eine

Steinhütte mit Stube und Kammer und einem Stall, darin die Geißen waren? Die Sonne schien doch da oben so warm, der Bergwind wehte frische Luft durchs Tal — und ja, auch die Liebe war nun in seinem Leben, seit die Angela seine Braut war. Im Sommer, wenn er mit den Geißen höher

in die Alpen zog, wollte sie seine Frau werden — er freute sich auf die stille, schöne Zeit, wo sie mit ihm auf einsamer Alp glücklich und zufrieden hausen würde.

Einen Frühling lang hat Martino den schönen Traum geträumt. Manche Stunde ist er auf den Steinen an der Sonne gesessen, hat Arbeit Arbeit sein lassen und ist darüber glänzend braun geworden. Er liebte die Stille, weil er da so schön an die Zukunft denken konnte, in der Angela sein Glück vollkommen machte.

Eines beschwerte aber doch Martinos leichten Sinn. Er hat mir darüber erzählt, als ich einen Nachmittag mit ihm verplauderte bei den Kastanien von Fusio. Sie sei ins Tal hinausgegangen, die Angela. Da er kein Geld hatte und sie auch keines, habe sie sich entschlossen, bis zur Hochzeit ein wenig zu verdienen, denn schließlich — — — Ja, ich verstand, sie wollte doch ein wenig Hausrat anschaffen, sich ein bißchen schmücken. Aber Martino machte eine wegwerfende Gebärde: Dio mio — das hätte es nicht gebraucht, wo so schon alles bereit war! Der Mutter Zeug stand noch im Hüttchen und einen Rock hatte doch die Angela, dazu noch ein Kopftuch, gar mit Rosen drin! Wie eines nur dazu kam, fremden Menschen um Geld zu dienen, wenn daheim die Sonne so warm schien, wenn ein Hüttlein wartete und ein Bräutigam? Gegen diese Einwände kam ich nicht auf — das Dörflein lag wie ein kleines Paradies vor uns — es schien wirklich, als ob man da gar nichts brauchte als die viele Sonne und die Liebe dieses braunen Burschen! „Wenn Ihr sie draußen in der Stadt seht, dann sagt ihr, sie solle heimkommen, in zwei Monaten sei Hochzeit, — wir ziehen zur Alp“, — sagte mir Martino beim Abschied, und es stand in seinen Augen die ganze Liebe seines Herzens.

Sommer, Herbst und Winter sind über meinen Ferien im Val Lavizzara vergangen. Glück und Leid hat die Zeit gebracht, und manche Stunde, in der ich des braunen Martino gedenken mußte. Jetzt mußte er doch irgendwo mit seiner jungen Frau in den Bergen ob Fusio weilen und reich sein in der Zufriedenheit seiner Armut!

Jetzt ist es wieder Lenz geworden in Nord und Süd. Der Maiwind hat mir's angetan, daß ich zum Fest der Blumen fahren mußte in die Stadt am Lago Maggiore. Und dort dachte ich, es wäre schön, die jungen Leute zu besuchen im Hüttlein zu Fusio.

Auch dort war Frühling. Und viel Glück war

ausgebreitet über das Dörflein und das lachende Volk, das sich des Lebens freute. Die Sonne brannte auf das Mauerlein vor Martinos kleiner Hütte. Ich wollte ihn da erwarten — er mußte doch sicher an die Sonne kommen.

Er kam auch.

Aber die Frage nach seinem Glücke habe ich nicht ausgesprochen — zu sehr verriet mir sein Gesicht, daß da etwas nicht stimmte. Schließlich begann er selber zu erzählen — er wußte wohl, warum ich hergekommen war!

„Seht, ich hab's ja von Anfang an gesagt, man sollte nicht fortgehen, wenn man Heim und Heimatstatt hat. Was brauchen wir Geld hier im Tale, sommers auf der Alp und winters bei Käse und Milch? Wenn man sich doch lieb hat, was braucht es mehr? Aber die Angela glaubte das nicht — sie wollte mehr! Nun ist es eben so gekommen!“

Ganz tief seufzte Martino. Ja, es mußte schon ein schweres Leid sein, das er trug.

„Ist sie nun nicht zufrieden?“ frug ich.

Martino sah mich mit seinen schwarzen Augen zum Erbarmen traurig an: „Sciora, — ich habe sie doch nie mehr gesehen! Ihr habt ihr gewiß meinen Auftrag nicht ausgerichtet — sie ist nicht heimgekommen zu Hochzeit und Alpfahrt, nur ein Brieflein kam einmal an, sie habe nun die Welt kennen gelernt, in einer so kleinen Hütte könne sie nicht leben!“

Martino starrte einer Eidechse nach, die an der sonnigen Mauer hinglitt. Ich störte sein Sinnen: „Was habet Ihr dann gemacht?“

Der braune Junge fuhr auf: „Gemacht? Was wollte ich noch tun, nachdem sie meine Liebe wegwarf und das Häuslein schmähete, darin Vater und Mutter ihr Leben lang zufrieden waren? Nein, Sciora, man sieht schon, Ihr seid auch von da draußen, sonst könntet Ihr begreifen, daß ich sie mit keinem Worte gerufen habe. In unsere Armut hinein paßt halt nur, wer zufrieden ist —, die Angela muß wohl einen andern Weg gehen, eben den, auf dem sie so leichtsinnig fortgegangen ist!“

Die kleine Hütte stand mit ihren offenen Fensterlein mitten in der Sonne. Aber es schien mir auf einmal, es wehe aus ihr ein kalter Hauch. Martino saß an der Sonne — doch so trostlos war er, daß ich Abschied nahm von der Stätte, wo eine Hütte und ein frohes Herz erkaltet waren, weil die Liebe eines kleinen, schwarzen Mädchens von ihnen gewichen war.